

René Crevel

Umwege

*Aus dem Französischen
von Maximilian Gilleßen
und Philippe Roepstorff-Robiano
zero sharp, 2019*



*René Crevel. Das Lieblingsporträt seiner
Freundin Marie-Laure de Noailles.*

Inhalt

5

Vorwort:

Maximilian Gilleßen

UMWEGE ZU SICH SELBST

39

René Crevel

UMWEGE

165

Nachwort:

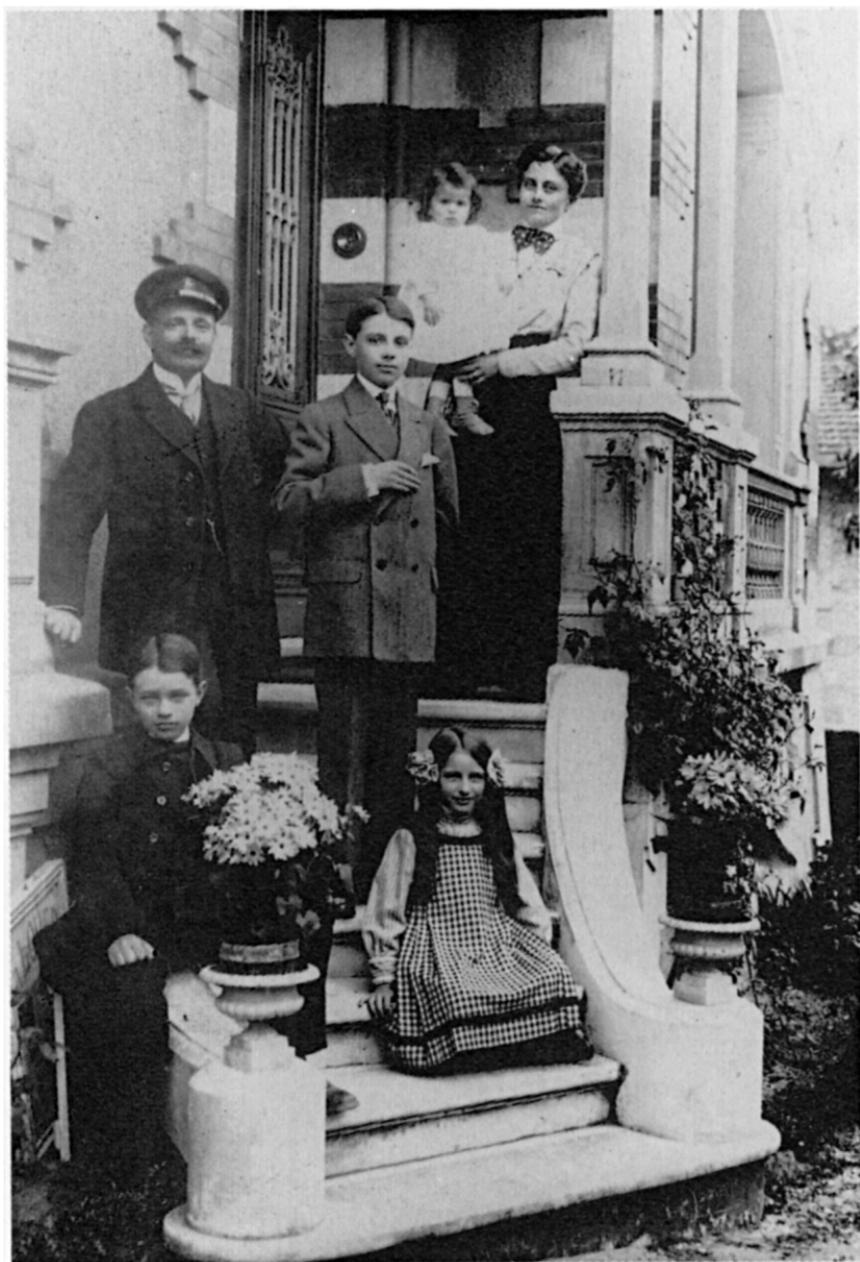
Philippe Roepstorff-Robiano

DOPPELGÄNGER

IM SPIEGELKABINETT

176

IMPRESSUM



Die Familie Crevel um 1907/1908.

Maximilian Gilleßen
UMWEGE ZU SICH SELBST

*René Crevel und das
autobiographische Schreiben
zu Zeiten des Surrealismus*

Am Abend des 14. Juni 1935 spazierten André Breton und Benjamin Péret in Begleitung des tschechischen Dichters Vítězslav Nezval und seiner Freunde Jindřich Štyrský und Toyen, die sich zu einem für die kommende Woche anberaumten »Internationalen Kongress der Schriftsteller zur Verteidigung der Kultur« in Paris eingefunden hatten, auf dem Boulevard Montparnasse, als einer der Tschechen, wohl die Malerin Toyen, auf der anderen Straßenseite einen Mann aus der Closerie des Lilas treten sah, bei dem es sich, wie sie dem unruhig nachfragenden Breton immer wieder bestätigen musste, ohne Zweifel um den sowjetischen Schriftsteller Ilja Ehrenburg handelte. Um jenen Ehrenburg also – denn Breton und Péret kennen nur den Namen, nicht aber das Gesicht –, der als Korrespondent der sowjetischen Regierungszeitung *Iswestija* einen an Polemik kaum noch zu überbietenden Artikel gegen die Surrealisten veröffentlicht hatte, in dem er sie der Päderastie, des Fetischismus und der Sodomie bezichtigt und ihre Verweigerung der Lohnarbeit als Parasitismus ausgelegt hatte, – lebten einige dieser Tagträumer doch, so Ehrenburg, von einer Erbschaft oder von der Mitgift ihrer Frau. Damit

konnte niemand anderes als Breton gemeint sein, der sich bereits in voller Rage auf den Journalisten stürzte und ihm, auf die hilflose Frage, wer er denn sei, in aller Öffentlichkeit ein paar Ohrfeigen verabreichte.¹ Dieser Vorfall wäre als einer von vielen in die Chronik der surrealistischen Provokationen eingegangen, ohne weiteres Aufsehen zu erregen, hätte nicht ausgerechnet Ehrenburg als Delegierter der Sowjetunion dem Organisationskomitee für den besagten Kongress angehört, zu dessen weiteren Mitgliedern neben Louis Aragon, André Malraux und Tristan Tzara auch René Crevel zählte.² Verzweifelt versuchte Crevel in den folgenden zwei Tagen zwischen Ehrenburg, der auf seiner Forderung beharrte, den Surrealisten möge das Wort auf dem Kongress entzogen werden, und dem nicht minder unversöhnlichen Breton zu vermitteln. Seit einiger Zeit schon war Crevel zu Breton auf Distanz gegangen, er hatte sich von der surrealistischen Gruppe gelöst und sich zunehmend als Intellektueller im Namen der Revolution engagiert. Aber mit der Teilnahme seiner früheren Gefährten stand seine eigene Position in Frage. Nicht für sie zu kämpfen, hätte bedeutet, sich jenem Geist der Bürokratie zu unterwerfen, den die Surrealisten

1 Siehe André Breton: »Als die Surrealisten noch recht hatten«, in: ders.: *Die Manifeste des Surrealismus*, übersetzt von Ruth Henry, Reinbek: Rowohlt, 1986, S. 103–112.

2 Für eine ausführliche Darstellung dieses Kongresses sei verwiesen auf Roger Shattuck: »Having Congress«, in: ders.: *The Innocent Eye*, New York: Farrar Straus Giroux, 1984, S. 3–31.

als Verehrer Trotzki's am offiziellen Kommunismus verurteilten. Ihr Ausschluss hätte den universellen Anspruch der Konferenz, die führenden Intellektuellen Europas im Zeichen des Kommunismus zu vereinen, in Frage gestellt. Bereits der Titel des Vortrages, den Crevel auf dem Kongress halten wollte: »Individuum und Gesellschaft«, resümierte die beiden Pole seiner eigenen Biographie, den anarchischen Geist der surrealistischen Revolte und die revolutionäre Praxis des engagierten Intellektuellen. Die stundenlangen Diskussionen und Telefonate mit den zerstrittenen Parteien hatten die Erschöpfung, die der Lungenkranke seit seiner letzten Rückkehr aus Davos empfand, nur noch vergrößert. Es sollte nicht dabei bleiben: Am Morgen des 17. Juni erfuhr Crevel von seiner Erkrankung an einer Nierentuberkulose. Am Abend desselben Tages trat das Komitee noch einmal in der Closerie des Lilas zusammen und einigte sich auf den Ausschluss der Surrealisten. Voller Aufregung nahm Crevel zusammen mit seinen Freunden Jean Cassou und Tristan Tzara ein Taxi, verabschiedete sich von ihnen bereits an der Place de la Concorde und ging allein zu seiner Wohnung in der Rue Nicolo. Nach Mitternacht zu Hause angekommen, verschloss er die Tür von innen, öffnete den Gashahn und nahm einige Tabletten des Schlafmittels Phanodorm zu sich. Als die Concierge am frühen Morgen, beunruhigt vom Gasgeruch, die Tür zu Crevels Wohnung öffnete,

fand sie ihn auf dem Boden liegen: bewusstlos, aber noch atmend. Sie alarmierte den Notarzt, doch Crevel starb noch vor Ankunft im Krankenhaus. An das Revers seiner Jacke hatte er einen Zettel geheftet: »Ich bitte darum, mich zu verbrennen. Ekel.«

Die Todesart, die Crevel wählte, hatte er elf Jahre zuvor in seinem ersten Roman *Détours* (1924) beschrieben. Noch der letzte Akt seines Lebens wirft die Frage nach dem Verhältnis von Leben und Werk auf, die surrealistische Frage schlechthin. Die Übereinstimmungen zwischen Crevels Biographie und dem Leben der Protagonisten seiner Bücher, zumal der frühen wie *Détours*, *Mon corps et moi* (1925) sowie *La mort difficile* (1927), sind unverkennbar:³ Crevel, vier Jahre jünger als Breton, wird am 10. August 1900 als zweites Kind einer gutbürgerlichen Familie geboren; er hat einen älteren Bruder, der 1919 an einer Pneumonie stirbt, und zwei jüngere Schwestern, Hélène (geboren 1904) und Denise (geboren 1910). Der Vater leitet eine Druckerei, die auf die Herstellung von Musikalien spezialisiert ist, weshalb er eine Zeitlang mit Debussy verkehrt. Die Mutter, eine strenge Katholikin, wird vom Kind als kalt,

³ Alle biographischen Daten sind entnommen aus Michel Carassou: *René Crevel*, Paris: Fayard, 1989 sowie François Buot: *René Crevel*, Paris: Grasset, 1991. Eine gute Darstellung bietet auch Una Pfau im Nachwort zu ihrer Übersetzung von Crevels *Said ihr verrückt?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991, S. 151–167.



René Crevel

Umwege

*Aus dem Französischen
von Maximilian Gilleßen
und Philippe Roepstorff-Robiano*

PRÄLUDIEN

Wie alle Frauen eines gewissen Schlages bewahrte meine Mutter die Tradition der Schonbezüge und der Langeweile, verachtete schöne Frauen und fröhliche Männer, verabscheute Juwelen, Paradiesvögel und Spitzen.

Brünett und ohne Anmut, verkörperte sie in der mageren Variante die typische verkopfte Bürgerin. Sie liebte mich sehr, wollte mich zu einem ordentlichen Mann machen, aufgeräumt wie ein Spiegelschrank, und lehrte mich die Arithmetik, die Grundsätze der Knabenerziehung und den Katechismus. »Zwei mal zwei macht vier. – Ellenbogen gehören nicht auf den Tisch. – Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde. – Man gibt seiner Mutter abends einen Gutenacht-kuss.« Sogar die Zärtlichkeit schien ihr strengen Vorschriften zu unterliegen, und da waren mir die Wangen des Dienstmädchens mit seiner weichen Haut und seinem Nelkenparfüm lieber als die ihren.

Mein Vater war in der Armee. Seine Freunde sagten über ihn: »Dieser alte Spaßvogel!« Ich selbst nahm es ihm übel, kein größeres Aufhebens um meine Wenigkeit zu machen.

Ich hatte noch eine Schwester. Sie war dreizehn Jahre älter als ich. Ich war sehr jung, als sie heiratete.

Also nahm ich freudloses Kind die feige Angewohnheit der Hoffnung an. Sobald ich wusste, was die Woche ist, waren der Montag, der Diens-

tag, der Mittwoch, der Donnerstag, der Freitag, der Samstag für mich Erwartung. Sechs Tage von sieben, um an den Sonntag zu denken, an dem sich die Langeweile zur Enttäuschung veredelte, weil wir immer in der Stadt zu Mittag aßen.

Immerhin hatte ich, um mich abzulenken, die Gesellschaft des Fauteuils, der ausgeklappt dem Dienstmädchen als Bett diente, wenn meine Familie ins Theater ging. Dieser Fauteuil schien mir, da er sich ausgezogen an eine Schlafende schmiegte, nachgerade das Symbol der Männlichkeit zu sein; tagsüber zusammengeschrumpft, wahrte er, ungeachtet seiner würfelförmigen Heuchelei, wie sie alten chinesischen Bettlern eigen ist, noch sein Prestige. Eines Abends war es mir vergönnt, das Zimmermädchen durchs Schlüsselloch barbusig zu erspähen. Das Möbelstück vertraute mir anderntags an, dass es nunmehr weder Fauteuil noch Bett, noch Bettler sei, sondern gelb samtene Frucht. Ein Körper, an dessen Einzelheiten ich mich trotz meiner sündigen Indiskretion nur schwer erinnern konnte, bilde ihren Mandelkern, und ich sei eine weitere, an die erste geschmiegte Mandel: Guten Morgen, Vielliebchen!¹

Später wurde ich der Obhut einer Hauslehrerin anvertraut, die in der Wohnung ein eigenes Zimmer mit einem echten, banalen Bettgestell aus Kupfer

1 Ein Ausspruch aus einem alten Spiel: Derjenige, der am Morgen nach dem gemeinsamen Verzehr einer doppelkernigen Frucht (zumeist einer Mandel oder einer Haselnuss) zuerst diese Worte sagt, hat gewonnen. (Anm. d. Ü.)

hatte. Das Dienstmädchen kam nicht mehr aus seinem sechsten Stock herunter. Zu Neujahr erhielt ich einmal eine Übersetzung der *Aeneis*, und da fiel mir eine Ähnlichkeit auf zwischen meinem Fauteuil und dem Greis aus Pergamon, für den so manches Mal, als er noch ein kraftvoller Krieger gewesen war, die schönste der Göttinnen vom Olymp heruntergekommen war. Venus hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Jugend des Trojaners ein wenig zu verlängern; mein Fauteuil war verblichen, sein Samt kahl: Ich taufte ihn Anchises. Ich wollte ihn nicht auf meinem Rücken tragen, wenn wir unsere Penaten verlassen müssten, und verglich mich daher nicht mit Aeneas; in Ermangelung dieser Sohnesliebe (*pius Aeneas*) blieb ich ihm aber trotzdem freundschaftlich gesinnt, dankbar, dass er mir beim Totschlagen der Zeit geholfen hatte. Die Erinnerung an ihn bildet den Mittelpunkt meiner Kindheit. Es liegt übrigens an dieser Erinnerung, dass ich unfähig bin, mir die kostbarsten und gemeinsten Gemeinplätze des Gefühls einzuprägen, allen voran jenen, der besagt, dass wir allein durch das Vergessen unserer Empfindungen genügend Unabhängigkeit erlangen, zu uns selbst vorzudringen.

Am vergilbten staatlichen Gymnasium lernte ich, dass in meiner Muttersprache manche Wörter einen Großbuchstaben aufsetzen wie der Bräutigam oder der Witwer einen Zylinderhut; da sie aufgrund ihrer vornehmen Art aus der Menge

der anonymen Mäntel herausragten, schienen sie mir die höchsten Ehren unanfechtbarer Hierarchien zu verdienen. Ich konnte sie mir fast ebenso wenig ohne den protzigen Federbusch ihres Großbuchstabens vorstellen wie neapolitanische Stirnen ohne den Schatten feinsten Filzhüte und die Füße päpstlicher Legaten in Buenos Aires ohne glänzendes Schuhwerk. Damals schien es mir noch nicht möglich, dass ein Südamerikaner es mit der Qualität seiner Schuhe, ein Italiener mit derjenigen seiner Hüte nicht so genau nehmen könnte. Ich hatte es satt, meine Wochen in Erwartung des Sonntags zu verbringen. Ich wagte noch nicht von Liebe mit großem L zu träumen, machte mich jedoch bereits auf die Suche nach einer kommenden Hoffnung, deren Anfangsbuchstabe einmal zu edler Kalligraphie heranwachsen könnte. Ich war in der siebten Klasse. Dem Lehrer, der ein Einfamilienhaus inmitten der Backsteinmauern von Montmorency bewohnte, lag es am Herzen, uns die Natur zu offenbaren. Ich glaubte, dass mit Saint-Cloud eine wundervolle Welt anfinde. Die Städte kamen mir wie Abszesse vor, welche die Harmonie eines Körpers verdarben. Einen ganzen Winter lang wartete ich ungeduldig darauf, endlich diese Natur kennenzulernen, die ich bis dahin Land genannt hatte, als wäre sie bloß ein gutes, etwas gewöhnliches Mädchen. Ich empfand für diese NATUR (endlich in Großbuchstaben) den Stolz des Provinzlers auf sein Kreisstadtmuseum.